

ERICH FREY

Ich beantrage Freispruch!



DIE ERINNERUNGEN DES
BERÜHMTEN BERLINER
STRAFVERTEIDIGERS

ELSENGOLD





ERICH FREY

Ich beantrage Freispruch!

Die Erinnerungen des berühmten
Berliner Strafverteidigers

Der Text dieser Ausgabe folgt dem der Ausgabe des Blüchert Verlages von 1960. Offensichtliche Schreibfehler wurden korrigiert, ansonsten wurden die Schreibungen belassen.

Dem Verlag ist es trotz intensiver Bemühungen nicht gelungen, Erben von Erich Frey ausfindig zu machen. Der Verlag ist bereit, berechnete Ansprüche, die sich aus dem Abdruck des Textes ergeben, abzugelten. Rechteinhaber werden gebeten, sich diesbezüglich an den Verlag zu wenden.



Titelbild: Erich Frey auf dem Weg ins Gericht, 1932
Abb. S. 2: Erich Frey, 1932
Beide Abbildungen: © Ullstein Bild

Textbearbeitung: Michelle Giffels
Gestaltung und Satz: Mario Zierke, Marie Gehlhoff
Coverentwurf: Goscha Nowak

2., durchgesehene Auflage 2025
© Elsengold Verlag, Berlin 2019
Der Elsengold Verlag ist ein Imprint des BeBra Verlages, Berlin.
Asterplatz 3, 12203 Berlin
post@bebraverlag.de

ISBN 978-3-96201-022-5
www.elsengold.de / www.bebraverlag.de

INHALT

Eröffnung	7
Der Zwang zum Töten	14
Friedrich Schumann	14
Carl Grossmann	42
Fritz Haarmann	58
Frauen in Moabit	80
Lola Bach	80
Dora Röber	96
Gräfin Caletta	115
Fürstin Dawidoff	130
Helga von M.	143
Gauner in Frack und Pullover	162
Karl Friedrich Bernotat	162
Gustav Passarge	188
Ringverein Immertreu	237
Die Steglitzer Schülertragödie	258
Paul Krantz	
Der Schritt vom Wege	369
Wilhelm Bruno Gehrt	369
Charly Urban	388
Ärzte auf der Anklagebank	444
Schlussplädoyer	468
Nachwort	472
Der Star in schwarzer Robe	

ERÖFFNUNG

Wenn es stimmt, daß alle guten Berliner aus Breslau kommen, dann bin ich ein guter Berliner.

«Geboren in Breslau», so steht es noch heute in meinem Paß. Aber auch ohne diese Eintragung wäre ich wohl kein schlechterer Berliner geworden. Wer einmal in dieser Stadt gelebt, gearbeitet, geatmet hat, kann sie nicht vergessen. Man muß Berlin lieben und es bewundern, immer wieder. Und mir hat ein freundliches Geschick dazu viele Jahre Gelegenheit gegeben.

Drei Monate nach meiner Geburt fing es bereits an. Da verlegte mein Vater sein Geschäft von Breslau nach Berlin. Von der Vorschule am Luisenstädtischen Gymnasium bis zum Abitur verlief mein Leben kaum anders als das anderer Berliner Jungen.

«Wenn du schon nicht in mein Geschäft eintreten willst», meinte mein Vater, als ich dann schließlich das Abitur bestanden hatte, «studiere wenigstens etwas Vernünftiges. Wie wäre es mit Theologie?»

Ich konnte mich nicht zur Theologie entschließen. Als mein Vater mir statt dessen Rechtswissenschaft vorschlug, beschloß ich, Jurist zu werden. Mit Justitia als Weggenossin schien mir der Weg offen zu unzähligen Berufen. Ich konnte Reichsgerichtspräsident werden, Vorsitzender eines großen Aufsichtsrates oder Reichskanzler wie Bismarck. Vorerst einmal eiferte ich Bismarck nach: ich fiel durch das erste juristische Examen.

Aber war das ein Wunder? Wie hätte ich mit meinen achtzehn Jahren, das Reifezeugnis in der Tasche, dem Frühling am Genfer See widerstehen können? Die Genfer Universität, die ich besuchen sollte, war nun einmal viel weniger anziehend als die vielen Mädchenpensionate rund um den See. Die weichen Sessel der Konditoreien verlockten mehr zum Verweilen als die Bänke der puritanischen Hörsäle. Die wenigen Vorlesungen, die ich hörte, waren überdies noch selten juristische. Wenn aber Professor Pochhammer im feierlichen Gehrock über Dantes «Göttliche Komödie» sprach, dann konnte mich selbst der Frühlingswind von den Schweizer Bergen nicht aus dem Hörsaal blasen.

Zur Fortsetzung meines Studiums wählte ich eine andere Universität. Wie wenig förderlich auch diese Wahl meinen wissenschaftlichen Bemühungen sein konnte, wird jeder wissen, der in den Jahren vor dem ersten Weltkrieg in München studiert hat. München – das war damals die Stadt Ludwig Thomas und Max Halbes, Th. Th. Heines, Thönys und Recznizeks, Frank Wedekinds und der Elf Scharfrichter. Nein, München brachte dem Jurastudenten keine entscheidenden Einblicke in die Rechtswissenschaft. Aber dafür ein Autogramm des Prinzregenten beim Presseball und die ungewöhnliche Ehre, als einer der blutigen Henker im Faschingszug mitziehen zu dürfen ...

So fiel ich denn, trotz einiger weiterer Studienjahre in Berlin und der Bemühungen der ausgezeichneten Rechtslehrer Dernburg, Kohler und Martin Wolff, durch die Prüfung. Nun mußte etwas geschehen. Selbst mein guter Vater begann, langsam ungeduldig zu werden.

Ich hatte gehört, in Heidelberg ziehe der Rechtsbeflissene als cand. jur. zu einem Tor hinein und als Dr. jur. nach kurzer Zeit zum andern wieder hinaus. Diesem Ruf konnte ich nicht widerstehen. Voller Hoffnung fuhr ich nach dem mißglückten Examen in die Stadt des durstigen Zwerges Perkeo, dessen Abbild noch heute das Heidelberger Schloß ziert.

Wochen vergingen. Ich war dem Examen nicht näher gerückt. Eines Morgens sah ich am Schwarzen Brett der Universität einen Anschlag: «Vorleser gesucht. Näheres beim Pedell.»

Der Pedell, ein grauhaariges Männlein in schwarzer Lüsterjacke, lächelte seltsam. «Versuche Sie's, junger Mann», sagte er fast gönnerhaft. «Versuche Sie's ruhig. Ja, ja, des habe schon viele vor Ihne versucht, es mit dem Herrn Geheimrat auszuhalte. Gelunge is es noch keinem. Der Herr Geheimrat is halt saugrob.»

Der grobe Herr Geheimrat wurde mein Rettungengel. Er stellte sich als Seine Exzellenz, der Wirkliche Geheime Rat Ernst Immanuel Bekker heraus. Er war ein großer Romanist, Senior und Dekan der juristischen Fakultät und der beste und gütigste Mensch. Seine Sehkraft hatte stark nachgelassen. Er brauchte einen Vorleser, aber seinem noch immer energischen und glänzenden Geist konnte es nicht jeder recht machen.

Ich war bei ihm erst seit wenigen Tagen zum Adjutanten, wie er mich nannte, avanciert. Es war Samstag nachmittag. Ich saß neben seinem Stuhl und las. Die Tür ging auf, und die vielversprechend rundliche Köchin trat ins Zimmer. Stumm fragend blickte sie auf ihren Herrn.

«Nun, mein Freund, was wollen wir morgen essen?» fragte mich der Wirkliche Geheime Rat.

Verwundert sah ich hoch.

«Also, was essen wir morgen?» wiederholte er fast ungeduldig.

Ich hatte nichts zu verlieren. «Von mir aus, Herr Geheimrat, fangen wir mit Kaviar an – und hören dann nach Suppe und Fleisch mit Omelette Soufflee und Champagner auf.» Fast vier Monate lang sollte ich von nun an jeden Sonntag mit dem Geheimrat Kaviar essen ...

An Kaisers Geburtstag im Jahre 1906, während die warme Januarsonne die bleichen Gesichter der Kandidaten beschien, trugen meine Bemühungen und das väterliche Wohlwollen Professor Bekkers ihre Früchte. Meine Doktorarbeit über das Thema «Streik und Strafrecht» wurde angenommen, die Prüfungskommission unter Vorsitz des Geheimrates entließ mich nach bestandener Prüfung. Als ich schon zur Tür hinausstürmen wollte, winkte mich der Geheimrat noch einmal zu sich.

«Wir sehen uns heute zu Tisch, nicht wahr? Es ist zwar erst Samstag ...»

Nach dem juristischen Doktorexamen bestand ich nun, beflügelt, auch das Referendarexamen. Und weil ich einmal so schön im Zuge war, auch noch das Doktorexamen in Philosophie. Ich wollte beweisen, daß ich nicht vergeblich die philosophischen Vorlesungen gleich mit belegt hatte.

*

Die zweite und letzte juristische Staatsprüfung lag hinter mir. Nach vielen Zweifeln und Bedenken hatte ich mich entschlossen, die durch die staatliche Anstellung gesicherte Richterlaufbahn aufzugeben. Ich ließ mich als Rechtsanwalt in der Zimmerstraße in Berlin nieder.

«Scheen jutten Morjen, Herr Dokta», grüßte mich der Portier des Nebenhauses, als ich in der Frühe mein Büro aufsuchen wollte. Er legte die Hand an die Mütze.

Ich zog meinen Hut. «Guten Morgen!» Langsam ging ich die Treppen zu meinem, einem Kollegen abgemieteten kleinen Zimmer empor. Der winzige Raum war gleichzeitig Empfangszimmer, Aktenablage, Schreibmaschinensaal und Arbeitsraum. Bisher allerdings diente er meist mir als «Warte-Zimmer» ...

Ich begann, auf meinem Schreibtisch ein wichtig aussehendes Durcheinander aufzuschichten. Dabei quälte mich der Gedanke, den Tag dann wieder mit dem Studium juristischer Fachblätter und der Berliner Tageszeitungen verbringen zu müssen.

Es klopfte. Verwundert öffnete ich die Tür. Ein elegant gekleideter Herr betrat den Raum.

«Mein Name ist Neumann», stellte er sich vor. «Herr Doktor, ich bitte um Ihren Rat als Anwalt in einer besonderen Angelegenheit.»

«Ich freue mich», antwortete ich. «Bitte, wem verdanke ich Ihren Besuch?»

«Ich besitze das Haus nebenan», sagte Herr Neumann. «Sie, Herr Doktor, sind mir als vertrauenswürdig empfohlen worden. Mein Portier nämlich, ebenfalls eine Persönlichkeit meines Vertrauens ...»

So kam ich, wie im Sprichwort, mit dem Hute in der Hand, zu meinem ersten Klienten.

✱

Herrn Neumanns Anliegen stellte sich als eine Familienangelegenheit delikater Natur heraus. Mein erster Klient war der Vater eines geisteschwachen Jungen, der mit der Erzieherin seiner kleineren Geschwister durchgebrannt war. Ich sollte die Flüchtigen wiederfinden und eine Eheschließung verhüten.

Der seltsame Auftrag führte mich auf den Spuren des Pärchens, das wohl den berühmten Ehe-Schmied von Gretna Green zum Reiseziel hatte, in eine Londoner Hafenerbberge. Leider erschien ich dem jungen Mann nicht ebenso vertrauenswürdig wie seinem Vater und dessen Portier. Er weigerte sich, mir in die Arme seiner verzeihenden Familie zu folgen. Unverrichteterdinge mußte ich zu meinem Auftraggeber zurückkehren.

Aber Herrn Neumanns Vertrauen in meine Fähigkeiten war noch nicht erschöpft. Wiederum sandte er mich gen England. Diesmal gelang

es mir mit Hilfe von Scotland Yard, den liebevollen Jüngling aus den Fängen der Gouvernante zu reißen. Ich brachte ihn zu seinem Vater zurück. Neben dem Dank der Familie und einem stattlichen Honorar brachte mir mein erster Fall eine Schadensersatzklage der verlassenen Erzieherin ein ...

Daß ich bei meinem Erstling gegen einen Schuldigen vorgehen mußte, erscheint mir noch heute wie Ironie des Schicksals; hat es mir im Lauf der Jahre doch viele tausend Fälle vorgelegt, in denen ich angeblich oder wirklich Schuldigen beistehen mußte. Hier sollte ich Sühne herbeiführen, statt sie – wie später – abzuwenden oder zu mildern. Erst zwanzig Jahre danach bin ich noch einmal in einem großen Prozeß in die Rolle des Staatsanwaltes gedrängt worden.

Mein erster Verteidigungsauftrag freilich war gänzlich anderer Natur.

✱

Brüllendes Gelächter, Gekreisch von hohen Frauenstimmen erfüllt den Schwurgerichtssaal des Kriminalgerichtes in Alt- Moabit. Mühsam nur kann sich die Glocke des Vorsitzenden Gehör verschaffen. Aber es muß eine seltsame Verhandlung sein. Selbst das strenge Gesicht des Gerichtsvorsitzenden zeigt um die Augen verräterische Fältchen ...

«Woher sind Sie, Angeklagte?» fragt er die dicke, einfach gekleidete Frau, die neben etwa dreißig ähnlich dicken, ähnlich gekleideten Frauen und ein paar Männern auf der Anklagebank sitzt.

«Na, von hier natierlich, Herr Jerichshof», ist die Antwort der Dicken. Wieder erschüttert Gelächter den Gerichtssaal.

Kopfschüttelnd betrachtet der Vorsitzende ein vor ihm auf dem Richtertisch stehendes Körbchen. Es enthält Pfefferkuchen. Auf die Pfefferkuchen sind kleine Bildchen geklebt. Sie zeigen Pärchen, über deren Verliebtheit kein Zweifel bestehen kann. Einige Pfefferkuchen tragen auch Inschriften. Mit weißem Zuckerguß sind da Verse aufgespritzt, die nicht gerade weihnachtlich anmuten ...

«Angeklagte, was haben Sie sich denn nun eigentlich bei den inkriminierten Versen gedacht?» forschet der Vorsitzende. «Nich, wat Sie denken, Herr Jerichshof», antwortet die Frau sofort.

Nur der Staatsanwalt verzieht keine Miene.

«Und Sie, Angeklagte?» fragt der Vorsitzende, nachdem das Publikum sich wieder beruhigt hat, die neben der ersten sitzende, ebenso umfangreiche Frau.

«Ick? Natierlich jerade det, wat keene Schweinerei is», tönt es ihm entgegen.

Der Vorsitzende wendet sein Gesicht ab. Vom Platz der Verteidigung aus, wo ich nun zum ersten Mal sitze, sehe ich, wie er mühsam das Lachen bekämpft. Wieder fällt mein Blick auf den Staatsanwalt. Fern der kreischenden, lachenden, johlenden Menge, die die Bänke des großen Saales füllt, scheint er der einzige zu sein, dem die Komik der Situation verborgen bleibt. Um was handelt es sich hier?

Die Beamten des Sittlichkeitsdezernates, des «unzüchtigen Dezerates», wie es in Moabit genannt wird, waren einer ihrer Ansicht nach höchst gefährlichen Sittenverderbnis auf die Spur gekommen. Auf dem Weihnachtsmarkt hatten sie anstößig beschriftete und bebilderte Pfefferkuchen entdeckt. Etwa vierzig Marktfrauen und Ausrufer wurden verhört. Keiner leugnete, die Lebkuchen für wenige Pfennige an jeden, der sie haben wollte, verkauft zu haben. Der Staatsanwalt erhob Anklage. Unter der Schlagzeile «Die unsittlichen Lebkuchen» konnte die Berliner Presse ihrer Freude an Bericht und Ausschmückung freien Lauf lassen. Der Prozeß, der vor einer Strafkammer des Landgerichts Berlin I stattfinden sollte, mußte daraufhin des riesigen Andranges wegen in den Schwurgerichtssaal des Kriminalgerichts verlegt werden ...

«Woher sind Sie?» war die einleitende Frage des Vorsitzenden an jede der stämmigen Angeklagten.

«Von hier, Herr Jerichshof», die immer wiederkehrende Antwort. Auch ohne diese Mitteilung hätte niemand in dem großen Saal Zweifel an der Berliner Herkunft der Delinquenten gehabt.

«Der unzüchtige Inhalt der Bilder und Verse ist Ihnen nicht aufgefallen?» fragt der Vorsitzende.

«Wat is'n det eijentlich, unzüchtig?» erkundigt sich die Angeklagte.

Zwei Stunden lang schleicht die Verhandlung so voran. Nun erhebt sich der Herr Staatsanwalt. Er richtet einen donnernden Appell an die Richter. Ordnung, Zucht und Sitte scheinen ihm durch die Pfefferkuchen aufs schwerste gefährdet. Er verlangt eine exemplarische Bestra-

fung der Schuldigen. Der Gerichtshof solle beweisen, daß das Deutsche Reich ein Reich der Ordnung sei ...

Vor mir sitzt der erste Verteidiger, ein bekannter Justizrat. Seine Festreden bei Hochzeiten und Geburtstagen sind in ganz Berlin berühmt. Für seinen ironischen Esprit sind die inkriminierten Pfefferkuchen sozusagen das gefundene Fressen. Eine halbe Stunde lang plädiert er mit so viel Geist, daß ich in meiner Jungferrede nur noch den Antrag auf eine milde, verzeihende Strafe statt der geforderten beispielhaft hohen stellen kann.

Das Gericht erkennt auf eine Geldstrafe von fünf Mark für jeden der Angeklagten. Mein Debüt als Strafverteidiger endet unter brausendem Gelächter und gerührtem Händeschütteln ...

Ich mußte bald erfahren, daß Justitia nur selten im Gerichtssaal lächelt. Zunächst einmal jedoch verlangte der Staat von mir andere Dienste. Der erste Weltkrieg brach aus. Ich wurde zum Kriegsgerichtsrat ernannt und trat dann als Kriegsfreiwilliger in die Kaiserliche Marine ein. Nach Beendigung des Krieges kehrte ich nach Berlin zurück. Es war nicht leicht, nach diesen vier Jahren von vorn anzufangen. «Wollen Sie wirklich wieder in Moabit auftreten?» fragte man mich. «In diesen elenden Zeiten? Bei der schlechten Wirtschaftslage, wo kein Geld unter den Leuten ist?» Mitleidig glitten die Blicke über meine nur wenig umgearbeitete Uniform.

Aber ich konnte dem Ziehen, dem Drängen nicht widerstehen. Wie mit magischer Gewalt riß es mich an den Ort, der zum Schauplatz und Inbegriff meines Denkens geworden war und es nun erst recht werden sollte: an das Kriminalgericht in Berlin-Moabit.

* * *

DER ZWANG ZUM TÖTEN

Friedrich Schumann

Ich sehe die Szene heute noch vor mir, wie ich an jenem Sonnabend, es war der 3. Juli 1920, unschlüssig vor dem roten Backsteinbau des Kriminalgerichts Berlin-Moabit stand. Ich hatte an diesem Tag keine Verhandlung, aber wie jeden Tag konnte ich nicht anders, ich mußte hierher.

Die beiden Flügeltüren des Eingangs in der Turmstraße öffneten sich zur gleichen Zeit. Die rechte Tür, die zum Landgericht III führte, wurde vom Pförtner offengehalten. Er war aus seiner Loge herausgetreten, um einer Frau den Weg zu zeigen, die sich im zuständigen Gebäude geirrt hatte.

Aus der linken Tür zum Landgericht II traten zur gleichen Zeit zwei vierschrotige Männer in etwas zu farbigen, in den Schultern allzu stark auswattierten Jacketts. Sie hielten die Tür weit auf und schienen auf jemand zu warten. Ihre gutgenährten Gesichter waren gerötet und strahlten Zufriedenheit aus. Zwei Stammkunden von Moabit, das erkannte ich mit einem Blick, denen eine Sache gut ausgegangen ist. «Mensch, Orje, der Eid war'n duftet Ding, wa?» hörte ich den einen sagen.

«'n Ding wie 'ne Wanne», sagte der andere. «Darauf valöten wa eenen.»

Zwei Mädchen in billigen, sehr kurzen und sehr bunten Sommerföhnchen erschienen jetzt in der Tür. Die Kavaliere verbeugten sich gravitatisch: «De Damens imma vornewech!» flöteten sie, schoben ihre Hüte um einige Grad kesser in den Nacken und folgten den Schönen über den Damm hinüber zur Pritzwalker Straße.

Dort drüben in der Kneipe «Zur Letzten Instanz» würden sie jetzt den gelungenen Eid (wahrscheinlich einen falschen) bei vielen Hellen, kurzen Klaren und kalten Bouletten feiern ...

Noch immer standen die beiden Türen offen. Durch welche sollte ich gehen? Ich ging durch die rechte zum Landgericht III, ohne mir klarzumachen, warum. Die breiten, hellen Korridore waren an diesem Tag fast menschenleer. Es war Sonnabend. Ich kreuzte gerade einen

Quergang, da hörte ich hinter mir eine fröhliche Stimme: «Hallo, Herr Kollege!» Ich drehte mich um. Um die Ecke kam ein hochgewachsener Mann im grauen Rock, dem man die umgearbeitete Offiziers-Litewka noch ansah. Ich erkannte einen Kameraden aus dem Krieg, der im selben Marinekorps gewesen war wie ich. Jetzt war er Direktor beim Landgericht III.

Noch ehe ich seinen Gruß erwidern konnte, redete er schon weiter: «Sie schickt mir der Himmel! Stellen Sie sich vor, diese Schweinerei ... Morgen steigt meine große Schwurgerichtssache. Mord in elf Fällen, im ganzen vierundfünfzig Anklagepunkte. Und was tut der Herr Verteidiger? Er legt nieder! Heute, sechs Wochen nachdem er die Bestellung zum Officialverteidiger angenommen hat. Er legt einfach nieder, der Herr, jetzt, wo der ganze Apparat steht. Ein Dutzend Sachverständige, fünfzig Zeugen, die meisten von auswärts. Stellen Sie sich die Scherereien vor. Und was das den Staat wieder für Geld kostet! Lieber Kollege, Sie müssen mir helfen ...»

«Ich?»

«Ja, Sie müssen einspringen und die Officialverteidigung übernehmen.»

Ich kannte die Akten nicht und nicht den Mandanten. Gewiß, der bestellte Verteidiger hatte sich die Niederlegung des Mandats reichlich lange überlegt, allzu lange. Aber er würde wohl seine Gründe gehabt haben. Ich sah dem Landgerichtsdirektor in die Augen. Im Krieg war er Major gewesen, und ich hatte die Schulterstücke eines Kapitänleutnants getragen. Er hatte mich den höheren Rang nie fühlen lassen. Ich grinste ihn an. «Dienstlicher Befehl?»

«Nein», sagte er, «eine Bitte. Kommen Sie mit, damit ich Ihnen die Akten übergebe. In anderthalb Tagen schaffen Sie es.» Ich sagte: «Ja.»

Von diesem Augenblick an war ich Officialverteidiger des wegen Massenmords angeklagten Schlossers Friedrich Schumann aus der Staakener Straße 6 in Berlin-Spandau, des Massenmörders vom Falkenhagener See.

Ich bat um Einsicht in die Akten. Die Anklageschrift des Staatsanwalts Dr. Steinbrecher enthielt vierundfünfzig Anklagepunkte: elf vollendete Morde, dreizehn versuchte Morde, zahlreiche Notzuchtverbrechen, Brandstiftungen und Einbrüche.

Es war, wie man in Moabit sagte, eine schöne Latte. Eine grausige Latte ... Der blinde Zufall, oder vielmehr eine ganze Kette von Zufällen, die ich lieber Schicksal nennen möchte, hatte mich über Nacht zu einer der Hauptpersonen des Prozesses gemacht, dem ganz Berlin entgegenfieberte.

In zwei Tagen, am Montag um neun Uhr, sollte ich im großen Schwurgerichtssaal mit dem Staatsanwalt um den Kopf Friedrich Schumanns kämpfen. Und von diesem Augenblick an stand zwischen dem Kriegskameraden, dem ich soeben aus einer unangenehmen Situation geholfen hatte, und mir die Schranke, die im deutschen Gericht Verteidiger und Richter trennt. Er hieß Pioletti und war einer der vornehmsten der vielen hervorragenden Vorsitzenden, denen ich in meinen Tausenden von Prozessen gegenübergestanden habe.

Ich fuhr nach Hause. Meiner Frau sagte ich, daß im Laufe der nächsten beiden Tage unser teuer im Schleichhandel erworbener Kaffee draufgehen würde und daß ich im übrigen nicht gestört sein wolle. Diese letzte Bitte galt vor allem unseren Hunden, dem Dobermann «Harras» und dem Seidenspitz «Fix», den sonst unbeschränkten Herrschern über meine Freizeit.

Ich schlug die Akte Schumann auf. Als ich die ersten Seiten gelesen hatte, wußte ich, daß mir die Menschheit ein Buch mit sieben Siegeln geblieben war ...

✱

Am Mittwoch, dem 20. August 1919, vormittags halb elf Uhr, erscheint im Wartezimmer des praktischen Arztes Dr. Tepling, wohnhaft in Berlin-Spandau, Potsdamer Straße, ein kaum mittelgroßer, blonder Mann. Er mag etwa achtundzwanzig Jahre alt sein, trägt eine umgearbeitete feldgraue Uniform, dazu einen hellen weichen Hut. In der rechten Hand hält er einen schlanken Spazierstock aus hellem Holz. Er weist einen Krankenschein der Bezirkskrankenkasse Spandau vor. Der Schein lautet auf den Namen Friedrich Schumann, Schlosser.

«Wissen Sie», sagt der Besucher, «ich habe beruflich mit Zündern zu tun, habe Pech gehabt und bin durch Sprengstücke verletzt worden.» Er deutet auf seinen Oberarm.

Das ist in jenen Tagen nichts Ungewöhnliches. In den ehemaligen Munitionsfabriken und Arsenalen des Spandauer Bereichs liegen noch Unmengen fertiger und halbfertiger Munition aus dem Kriege herum. Ein großer Teil der männlichen Bevölkerung verschafft sich durch Verkauf des Metalls einen dringend notwendigen Nebenverdienst.

Der Arzt läßt Schumann Rock und Hemd ablegen. Um den linken Oberarm trägt Schumann einen Verband. Der Arzt entdeckt acht kleine, stark entzündete Hautwunden. Es sind winzige Löcher. Sie können niemals von Sprengstücken herrühren. Vorsichtig betastet Dr. Tepling den Arm und fühlt mehrere kleine harte Fremdkörper. Schrotkörner wahrscheinlich ...

«Ich schreibe Sie krank», sagt Dr. Tepling, dem der unstete Blick des Besuchers auffällt. «Bitte nehmen Sie schon immer im Verbandzimmer Platz. Ich fürchte, Sie müssen ins Krankenhaus.»

Ruhig setzt sich Schumann in das Verbandzimmer. Er hat offenbar starke Schmerzen im Arm.

Inzwischen geht der Arzt rasch in die Küche. «Renne sofort zur Polizei!», sagt er seiner Frau. «Ich glaube, das ist der Kerl, der vor zwei Tagen den Revierförster im Spandauer Forst ermordet hat.»

Dann geht Dr. Tepling in das Verbandzimmer zurück. Mit der Sonde stellt er fest, daß es sich um Schußkanäle handelt. Er fühlt jetzt die Schrotkörner deutlich.

Als Dr. Tepling den Verband anlegt, klingelt es draußen. Aus den Augenwinkeln beobachtet der Arzt den unheimlichen Patienten. Aber der schaut ins Leere, wie jemand, der einen Schmerz verbeißen will.

«Die beiden Männer vom Elektrizitätswerk», sagt die Arztfrau. «Wegen der Leitung im Schlafzimmer.»

Die beiden Männer, die jetzt auf Zehenspitzen durch das Verbandzimmer in das anschließende Schlafzimmer gehen, tragen Werkzeugtaschen. Sie machen die Tür leise hinter sich zu.

Aber schon wenige Sekunden später geht die Tür wieder auf. Jeder von ihnen hält in der Rechten einen Revolver, in der Linken eine Blechmarke.

«Kriminalpolizei! Wir verhaften Sie wegen Raubmordes.» Ruhig steht Schumann auf. Kein Erstaunen, kein Erschrecken, kein Fluchtversuch. Die Vorsicht der Beamten, die erst die vom Schlafzimmer

auf den Korridor führende Tür abgeschlossen hatten, erweist sich als überflüssig.

Das geschieht am Vormittag des 20. August 1919. Am Abend melden die Zeitungen, daß die Spandauer Kriminalpolizei mit Schumann einen Doppelmörder gefaßt hat. Er habe nicht nur den Revierförster Nielbock erschossen, sondern am gleichen Tage auf der Spandauer Chaussee einen Radfahrer ermordet.

Gleichzeitig wird die Vermutung ausgesprochen, daß Schumann für eine Kette rätselhafter Mord- und Gewalttaten verantwortlich sein könnte, die in den letzten zwei Jahren die Anwohner des Spandauer Forstes und des lieblich gelegenen Falkenhagener Sees in Angst und Schrecken versetzt haben. Und schon am nächsten Tage scheint es gewiß zu sein: der Massenmörder vom Falkenhagener See ist gefaßt.

Ein Aufatmen geht durch die Bevölkerung, aber auch eine Welle von Wut und Haß. Auf den Straßen, in den Geschäften, in den Destillen, überall hört man den Namen dessen, der jahrelang seinen Mitbürgern, seiner Familie, seinen Arbeitskollegen als ein harmloser, arbeitsamer und bescheidener Mensch erschienen ist. Jetzt nennt man ihn «Bestie in Menschengestalt», jetzt soll er mit einem Male alle Übeltaten begangen haben, die seit Jahren in Spandau und Umgebung verübt worden sind.

Kriminaloberwachtmeister Lahmann vom Morddezernat der Berliner Kriminalpolizei, dem der Fall übertragen wird, kann sich vor Zeugen und Beweismaterial nicht retten. Nach zweitägiger Vernehmung teilt er mit, daß Schumann ein volles Geständnis abgelegt habe. Aber schon am Tage darauf muß er zugeben, daß der Verhaftete nur gestanden hat, auf den Förster Nielbock geschossen zu haben, als dieser ihn beim Wildern ertappt und die Waffe auf ihn angelegt habe.

Aber dann kommt der große Schlag: Uhren, Ringe, Wäschestücke, die man säuberlich sortiert und mit Bändchen verschnürt in Schumanns Wohnung findet, werden von den Angehörigen derer, die nach einem Ausflug zum Falkenhagener See verschollen geblieben sind, als Eigentum ihrer Kinder oder Geschwister wiedererkannt. Pfadfinder und Wandervögel waren es, verliebte Paare, die an den stillen Seeufern lagerten.

Ein grausiges Bild steigt aus den Schilderungen des Kriminaloberwachtmeisters Lahmann auf: Irgendwo im Gebüsch Schumann ... Mit einem scharfen Feldstecher, den er als Erinnerung an seine Frontzeit als

Maschinengewehrschütze behalten hat, sucht er den gegenüberliegenden Waldrand ab ... Jetzt hält er das Glas still. Dort drüben bewegt sich etwas ... Ein Pärchen hat sich hinter einem grünen Gebüsch niedergelassen.

Schumann beobachtet weiter, das Pärchen, die Büsche ringsum, bis er weiß, daß er mit seinen Opfern allein ist. Dann läßt er das Glas sinken und gleitet wie eine Raubkatze zu Boden. Kein Ast knackt, kein Farnkraut bewegt sich, als er sich an die beiden heranschleicht ...

Jetzt hört er Lachen, verliebte Worte. Wieder hebt er den Feldstecher. Ganz groß hat er die beiden jetzt im Blickfeld. Während die Linke noch das Glas hält, zieht die Rechte aus der Brusttasche die schwere, langläufige Parabellum-Pistole. Spielerisch drückt der Daumen den Sicherungsflügel herunter, fest schließt sich die Hand um den Kolben.

Im gleichen Sekundenbruchteil, in dem der Schuß kracht, ist Friedrich Schumann schon auf den Beinen und im Sprung auf sein Opfer. Er wartet nie ab, ob er auch getroffen hat. Friedrich Schumann fehlt nie, er hat dafür das Eiserne Kreuz bekommen. Und dann ist er über dem Mädchen, das noch gar nicht begriffen hat, was geschehen ist. Nur daß statt des vertrauten Gesichtes da plötzlich ein anderes, fremdes ist. Zwei brennende und doch kalte Augen stechen aus diesem Gesicht, die Augen eines Raubtieres. Und bevor sich ihr Schreckenschrei noch aus der Kehle gelöst hat, hat der Kerl, das Tier, die Bestie schon seine Hand über ihren Mund gelegt, eine eiserne Klammer und doch beinahe zärtlich. Bald kracht wieder ein Schuß ...

Wenn Friedrich Schumann von seinen Waldspaziergängen in seine kleine, saubere Wohnung in der Staakener Straße zurückkehrt, ist er ruhig und ausgeglichen. Seine hübsche stille Frau kennt seine tiefe Liebe zum Wald. Er glaubt, die Sprache der Vögel zu verstehen, und er wird direkt gesprächig, wenn er seiner Frau erzählen kann, auf welche geschickte Waldläufermanier es ihm wieder einmal gelungen sei, ein Gespräch der Vögel zu belauschen ...

✱

Der Morgen graute bereits, als ich damals die Akte Schumann aus der Hand legte. Ich wußte jetzt, weshalb mein Vorgänger sein Mandat als Officialverteidiger niedergelegt hatte. Schumann hatte vor der Krimi-

nalpolizei und dann auch vor dem Untersuchungsrichter zunächst eine ganze Reihe von Morden, von Mordversuchen und Notzucht eingestanden. Nur gegen den Vorwurf des gemeinen Diebstahls hatte er sich energisch zur Wehr gesetzt. Er habe den Toten die Wertsachen lediglich abgenommen, um eine Trophäe zu besitzen.

Man konnte ihm auch nicht nachweisen, daß er etwas von seiner Beute zu Geld gemacht oder für sich verwendet hatte.

Plötzlich jedoch, kurz vor Abschluß der Voruntersuchung, hatte er alle Geständnisse widerrufen. Sie seien ihm von den Kriminalbeamten unter schweren Mißhandlungen abgepreßt worden. Die geistigen Urheber seiner Taten seien die Kriminalisten selber. Sie hätten die Protokolle aufgesetzt, und er habe zu allem «Ja» gesagt, um nicht von ihnen totgeprügelt zu werden. Vor dem Untersuchungsrichter habe er lediglich den Inhalt der polizeilichen Protokolle bejaht, um die endlose Untersuchung zu Ende zu bringen und die Hauptverhandlung endlich herbeizuführen, in der er das Lügengewebe der Polizei zerstören wollte ... Es klang nicht überzeugend.

Wahrscheinlich war mein Vorgänger dem uralten Gewissenskonflikt des Verteidigers erlegen: Darf man als Anwalt einen Menschen verteidigen, von dessen Schuld man selber überzeugt ist?

Natürlich hätte auch ich die Verteidigung ablehnen können. Ich dachte keinen Augenblick daran. Es gibt keinen Menschen, der einsamer und verlassener ist als der Angeklagte vor Gericht. Solchen Menschen zur Seite zu stehen, ihnen mit meiner Kenntnis des Rechts, der Überredungskunst meiner Sprache und meiner ganzen Persönlichkeit zur Seite zu stehen, war mein Beruf.

Friedrich Schumann hatte ein Recht auf meine Hilfe. Ich hatte kein Recht, sie ihm zu verweigern, so undankbar die Aufgabe auch sein mochte. Das Schreiben, in dem ich zum Officialverteidiger bestellt war, gab mir das Recht, den Angeklagten im Untersuchungsgefängnis zu sprechen. Ich fuhr nach Moabit.

Wenn ich an jenem Sonntagnachmittag des Jahres 1920 nicht gewußt hätte, wer mir gegenübertrat, ich hätte den schwächling gebauten jungen Menschen, der da in die Besucherzelle des Untersuchungsgefängnisses geführt wurde, nicht für einen gefährlichen Massenmörder gehalten. Für einen Defraudanten vielleicht, für einen Gelegenheits-

dieb, für einen jener zahllosen Gestrauchelten, die damals die Gefängnisse bevölkerten ...

Aber dann sah ich seine Augen. Es waren die Augen eines gefangenen Tieres, die wild, unruhig, witternd über mich hinglitten. Er hatte blaßblondes Haar, um Kinn und Backen einen Anflug von Bart. Seine Kopfform zeigte keine deutlichen Züge von Degeneration, vielleicht trat das Kinn etwas zu stark zurück. Ich sollte dieses Gesicht noch unzählige Male sehen und die erschütternden Verwandlungen erleben, deren es fähig war.

«Ich bin zu Ihrem neuen Officialverteidiger bestellt worden», sagte ich. «Bitte, nehmen Sie Platz.»

Die Zelle enthielt einen breiten Tisch, auf jeder Seite einen Stuhl. Schumann war ungefesselt. Aber ich wußte, daß ich nichts zu befürchten hatte.

«Wie geht es Ihnen gesundheitlich?» fragte ich.

«Danke, ich kann nicht klagen.»

«Wie ist das Essen?»

Er zuckte mit den Schultern: «Na, wie das eben jetzt ist. Draußen haben sie ja auch nicht viel zu beißen.»

Er sprach ruhig, überlegt, fließend, ohne jeden Dialekt. Seine Sprache klang beinahe gepflegt. Die eines intelligenten jungen Arbeiters, der viel liest.

«Sie werden also morgen der Verhandlung folgen können?» Er nickte mit dem Kopf.

«Sind Sie aufgeregt?»

«Nein, warum?» Das klang abwehrend, feindlich.

«Es geht um Ihren Kopf!»

«Das ist mir egal», sagte er ruhig.

«Wie kann Ihnen das egal sein, wenn Sie unschuldig sind?»

«Man glaubt mir ja doch nicht!»

«Die Beweise der Anklagebehörde sind stark.»

«Kunststück ... Die Beamten leben ja davon ... Die haben darin Übung.»

«Und die Gegenstände, die man bei Ihnen gefunden hat?»

«Die habe ich gefunden.»

«Und die Zeugen, die Sie erkannt haben?»

«Die haben sich geirrt.»

Ich mußte mich zwingen, nicht zu lächeln. Ich versuchte, mich von den Ungeheuerlichkeiten frei zu machen, die die Anklageschrift berichtete. Schließlich war ich ja nicht Schumanns Richter, sondern sein Verteidiger. Auch wenn die Beweise noch so stark gegen Schumann sprachen, er mußte im Gerichtssaal, vor dem Forum der Öffentlichkeit Stück für Stück überführt werden. Und meine Aufgabe würde es sein, die Beweise gegen ihn scharf unter die Lupe zu nehmen, jedes Wort, jeden Zeugen oder Sachverständigen dreimal zu durchleuchten, jeden Schein eines Zweifels hervorzukehren und vor den zwölf Geschworenen auszubreiten.

Aber konnte ich das, wenn Schumann nur bei seinem stereotypen «Ich habe es nicht getan» blieb?

«Hören Sie», sagte ich, «ich muß Sie auch verteidigen, wenn Sie mir die Taten eingestehen, die man Ihnen zur Last legt ...»

Seine Augenbrauen zogen sich drohend zusammen, sein Blick wurde stechend.

«Ich habe niemand etwas zu gestehen.»

«Nach dem Gesetz bin ich verpflichtet, über alles, was Sie mir als Ihrem Verteidiger anvertrauen, Stillschweigen zu bewahren.»

«Ich habe Ihnen nichts anzuvertrauen.»

«Wenn Sie die Taten begangen hätten und würden ein Geständnis ablegen, wäre es vielleicht möglich, Ihre Unzurechnungsfähigkeit nachzuweisen.»

«Das verbiete ich Ihnen!» Schumann war aufgesprungen, er bebte am ganzen Körper. Er, der auf die furchtbarsten Anklagen mit einem Schulterzucken reagierte, geriet außer sich, als ich seine geistige Gesundheit in Frage stellte. Er sagte: «Ich bin ganz normal.»

«Na gut! Wie Sie wollen. Ich hoffe, Sie werden noch ein bißchen mehr Vertrauen zu mir bekommen ... Wie war das mit den Geständnissen bei der Polizei? Hat man Sie wirklich geprügelt?»

«Ja.»

«Wenn die Angehörigen der Ermordeten handgreiflich geworden sind ... das wäre ja vielleicht zu verstehen.»

Er nickte. «Aber auch die Polizisten haben mich geschlagen, einmal so, daß ich zwei Tage wegen meines geschwellenen Gesichts nicht fotografiert werden konnte!»

«Gibt es dafür Zeugen?»

«Ja, aber die halten doch alle zusammen.»

«Also dann bis morgen», sagte ich und stand auf. «Im übrigen ... Sie sagten vorhin, das verbiete ich Ihnen! Merken Sie sich, ich lasse mir von Ihnen nichts verbieten, was in Ihrem Interesse liegt. Wenn Sie selber überzeugt sind, daß Sie normal sind, bitte! Ich werde auf Unzurechnungsfähigkeit hinarbeiten.»

«Gut, aber Glück werden Sie damit nicht haben!» Schadenfroh, kalt und selbstsicher rief er es hinter mir her, als ich die Zelle verließ.

Er sollte recht behalten.

✱

Die Eröffnung der Verhandlung gegen Friedrich Schumann im großen Schwurgerichtssaal des Landgerichts III ging mit jener Mischung aus düsterem Pomp und preußisch-knapper Geschäftsmäßigkeit vor sich, die für den Betrieb in Berlin-Moabit typisch war.

Der Andrang des Publikums war ungeheuer. Wie immer überwog auf den Zuschauerbänken das weibliche Element. Auf dem Zuschauerisch lagen zwei offene Lederkoffer, gefüllt mit Kleidungs- und Wäschestücken der Opfer. Daneben, matt glänzend, die Parabellum-Pistole und der Feldstecher Schumanns.

Jetzt öffnete sich die Tür hinter der Anklagebank. Aus dem Untersuchungsgefängnis, das durch einen unterirdischen Gang und ein besonderes Treppenhaus mit den Gerichtssälen verbunden ist, wurde Schumann hereingeführt. Bei der Verlesung des Eröffnungsbeschlusses saß er da, ohne sich zu rühren. Er sah den Männern und Frauen, deren Söhne und Töchter er getötet hatte, kalt und gleichmütig ins Gesicht. Die Geschworenen wurden ausgelost. Aufmerksam betrachtete ich die zwölf, die den Wahrspruch zu fällen hatten. Dann bat ich den Vorsitzenden um das Wort zu einer Erklärung. Ich sagte:

«Als ich die Anklage las, gab es für mich nur eine Frage: Entweder ist das Wesen, dem diese Taten zur Last gelegt werden können, kein Mensch, sondern eine Bestie, ein Tiger. Oder aber ... es ist ein Mensch. Dann aber kann er nur unter einem ihm selbst nicht erkennbaren, unwiderstehlichen Zwang gehandelt haben. Oder er ist ein Irrer,

ein Wahnsinniger, dessen Krankheit nach dem gegenwärtigen Stande der psychiatrischen Wissenschaft nicht genügend erkennbar ist. Zwei anerkannte Fachleute auf dem Gebiet der gerichtlichen Medizin, die Geheimräte Dr. Hoffmann und Professor Straßmann, haben in einem Gutachten geäußert, daß vielleicht eine gewisse Minderwertigkeit vorliegt, aber der Paragraph einundfünfzig nicht in Anwendung komme, der einen die freie Willensbestimmung ausschließenden Zustand bei dem Täter erfordert. Bei aller Hochachtung vor diesen beiden Herren kann ich mich mit diesem Gutachten nicht zufriedengeben. Nach reiflicher Überlegung kann ich meiner Pflicht als Verteidiger nur dann gerecht werden, wenn ich jetzt hier den Antrag stelle, ein Gutachten der obersten preußischen Medizinalbehörde, des Medizinalkollegiums, einzuholen ...»

Als ich geendet hatte, war es in dem großen Schwurgerichtssaal totenstill geworden. Selbst die vielen Frauen auf den Publikumsbänken spürten, worauf mein Antrag hinauslief. Sollte hier, gleich zu Beginn der Verhandlung, diese Bestie auf der Anklagebank ihrer gerechten Strafe entzogen werden?

Landgerichtsdirektor Pioletti sah etwas erstaunt zu mir hinüber. Dann zog sich das Gericht zur Beratung zurück.

Minuten atemloser Spannung vergingen. Endlich kamen die Richter zurück. Landgerichtsdirektor Pioletti, das schwarze Barett auf dem Kopf, verkündete:

«Der Antrag der Verteidigung wird abgelehnt. Jedoch wurde beschlossen, noch einen bekannten Psychiater und einen Gerichtsmediziner heranzuziehen.»

Ich hatte meine erste Schlappe in diesem Prozeß erlitten. Es sollte nicht die letzte sein ...

Am zweiten Tag des Prozesses, der acht Tage dauern sollte, gaben die beiden neuen Sachverständigen ihr Gutachten ab. Sie hatten Schumann je eine halbe Stunde beobachtet. Ihr Urteil: zurechnungsfähig!

Dann marschierten die Zeugen auf. Eine Prozession von unendlichem Leid, die Schumann ungerührt an sich vorüberziehen ließ. Er verzog auch keine Miene, sondern blieb mit verschränkten Armen ungerührt stehen, als sich die Mutter des ermordeten Schlossers Robert Kiewitt auf ihn stürzen wollte.

Im deutschen Gerichtssaal sitzt der Verteidiger unmittelbar vor seinem Klienten. Die Vernehmung des alten Spandauer Försters Nielbock, dessen Sohn Schumanns letztes Opfer gewesen war, war eben beendet. Schluchzend, mit von Tränen erstickter Stimme hatte der Förster den guten Charakter seines Jungen geschildert.

Landgerichtsdirektor Pioletti war gerührt. Er beugte sich zu dem alten Mann vor: «Das Gericht versteht und ehrt Ihren Schmerz.»

Weinend nahm der Alte in der ersten Reihe der Publikumsbänke Platz.

Ich hatte mich erhoben, da hörte ich hinter mir unterdrücktes Rufen ... Ich fuhr herum. In diesem Augenblick fiel aus der Hand des Försters ein Revolver zu Boden. Die hinter ihm sitzende Dame hatte ihm die Waffe, die er auf Schumann und mich angelegt hatte, aus der Hand geschlagen. Die Dame war ... meine Frau.

Nur an einem Menschen im Saal ging der erschütternde Vorfall spurlos vorüber – an Schumann. Er blieb bei seinem Leugnen. Er blieb dabei, daß ihm seine Geständnisse von den Kriminalpolizisten mit Mißhandlungen abgepreßt worden seien. Doch niemand glaubte ihm.

✱

Acht Tage kämpfte ich einen aussichtslosen Kampf. Kämpfte ich für Schumann? Nein. Ich kämpfte einfach dafür, daß trotz aller Last der Beweise, trotz allen Abscheus ihm das Recht wurde, das jedem Menschen zusteht: solange als unschuldig zu gelten, bis das Gericht über ihn sein Urteil gesprochen hat und dieses Urteil rechtskräftig geworden ist. Ich kämpfte damit nicht für Schumann, sondern für das Recht schlechthin. Ich kämpfte damit auch für die Richter. Denn nur wenn ich alle Möglichkeiten, die für den Angeklagten sprechen konnten, erschöpft hatte, konnte der Richterspruch Bestand haben und über jeden Zweifel erhaben sein. Es war eine Sisyphusarbeit.

Würde es mir je gelingen, die Geschworenen zu überzeugen? Jene Männer, zwölf Männer aus dem Volk, die allein über Schuld oder Unschuld zu entscheiden hatten?

Die Zeitungen nannten meinen Namen. Meine Anträge wurden gelobt, glossiert oder auch verdammt.

Eines Tages, als ich den Gerichtssaal verließ, hörte ich, wie sich hinter mir zwei Damen aus dem Publikum unterhielten. «Woher der Schumann nur das Geld hat, sich einen so teuren Anwalt zu halten?»

Ich war nach der Verhandlung erschöpft und erregt, sonst hätte ich wahrscheinlich geschwiegen. Aber so drehte ich mich um und sagte: «Wenn Sie's genau wissen wollen, ich bekomme für den ganzen Prozeß sechzehn Mark. Und die zahlt die Staatskasse.»

Sechzehn Mark war das Honorar eines Officialverteidigers, ohne Rücksicht darauf, ob der Prozeß eine Stunde oder eine Woche dauerte.

Am achten Tage sprachen die Geschworenen Schumann schuldig. In sechs von den elf Fällen, die Schumann zur Last gelegt waren, des Mordes. In elf Fällen des versuchten Mordes, in sechs Fällen der Notzucht, in acht des schweren Diebstahls. In fünf Mordfällen waren sie meinem Antrag gefolgt und hatten Schumanns Schuld als nicht erwiesen angesehen.

Die Fesseln waren Schumann abgenommen worden, als der Wahrspruch des Geschworenen-Obmanns erging. Er drehte dem Gericht den Rücken zu, als interessierte ihn das Ganze nicht.

Der Staatsanwalt stellte seinen Antrag: sechsmal zum Tode, lebenslängliches Zuchthaus, zehn Jahre Zuchthaus, zahllose Gefängnisstrafen ...

Landgerichtsdirektor Pioletti blickte zu mir herüber. «Herr Verteidiger ...»

«Die Verteidigung verzichtet auf Anträge», sagte ich.

Das war die Ankündigung, daß ich Revision gegen das Urteil einlegen würde – Schumanns letzte Chance.

«Haben Sie noch etwas zu sagen, Angeklagter?» Schumann schwieg. Kein Zucken in dem harten, verschlossenen Gesicht.

Das Gericht zog sich zur Beratung zurück. Das Licht der Kronleuchter flammte auf. Über dem überhitzten Raum, in dem so viele Opfer Schumanns saßen, Frauen, an deren Kehle er seine Hand gehabt, Angehörige, Eltern, Witwen, Söhne, Töchter von Ermordeten, lagerte unerträgliche Spannung.

Der Uhrzeiger sprang auf acht, als der Gerichtshof in den Saal zurückkam. Das Urteil: sechsmal zum Tode, lebenslängliches Zuchthaus, zahllose Nebenstrafen ...

Ein Aufatmen ging durch den Saal. Ich drehte mich zu Schumann um. Er blickte mir völlig ruhig in die Augen. Dann machte er eine Handbewegung, als wollte er sagen: «Nun, was habe ich Ihnen prophezeit?»

Lässig lehnte er sich über die Barriere, die mich von ihm trennte. «Es ist sehr warm», sagte er. «Hoffentlich ist es in Plötzensee kühler.» Ich blickte den Zeugen und Zuhörern nach, die dem Ausgang zudrängten. Ich konnte diesem Menschen jetzt nicht in die Augen sehen. Ich haßte ihn.

«Wenn ich Sie bitten darf», hörte ich Schumann von ferne sagen, «reichen Sie ja keine Revision ein. Es ist doch umsonst, und mir ist ganz gleich, was mit mir geschieht.»

«Morgen reiche ich Revision ein», erwiderte ich.

Das Verfahren hatte tatsächlich große Mängel gehabt. Die Frage der Unzurechnungsfähigkeit war nicht genügend geklärt worden, und die Sache mit Lahmann erschien auch nach dem Urteil mehr als zweifelhaft. Die Revision hatte unbedingt Aussicht auf Erfolg.

«Schön.» Er zuckte mit den Schultern. «Aber wegen mir nicht. Und wenn's mir zu lange dauert, protestiere ich ...»

Die Revision gegen das Urteil im Schumann-Prozeß wurde angemeldet.

Ich besuchte Schumann mehrmals in Plötzensee. Er drängte auf Erledigung der Revision.

«Machen Sie doch Schluß», sagte er immer wieder, «auf daß die Todesstrafe bald mich treffe.» Diese verschrobene Phrase mußte er aus irgendeinem Buch aufgeschnappt haben.

Bei einem dieser Besuche lernte ich Schumanns eigenartige Naturphilosophie kennen. Seine Zelle lag in einem Flügel des Gefängnisses, der an einen kleinen Park angrenzte. Man konnte die Wipfel von Bäumen sehen und das Gezwitscher der Vögel hören.

«Seien Sie bitte mal still», sagte Schumann plötzlich und horchte. Es war ein langgezogenes Pfeifen hörbar, dem ein aufgeregtes Zwitschern antwortete.

«Das ist die Revier-Amsel», sagte Schumann. «Sie jagt einen Vogel fort, der in ihren Bereich eingedrungen ist. Sie hat völlig recht. In das Revier eines anderen darf niemand eindringen. Und wenn er's tut, wird er umgebracht. Mit Recht.»

Mir schien es, als hätte Schumann soeben vor mir das Geständnis abgelegt, auf das ich so lange gewartet hatte: Da war seine inbrünstige Liebe zum Wald. Der Falkenhagener Forst ... das war sein Revier. Wer dort eindrang, war sein Feind. Die Männer schoß er nieder. Die Frauen gehörten ihm.

War das der Schlüssel zu seiner verbrecherischen Persönlichkeit?

Wir sprachen noch lange über das Leben der Tiere im Wald und der Vögel. Alles, was Schumann mir darüber sagte, hatte Hand und Fuß, verriet intensive Beobachtung und intelligente Auswertung. Was er sagte, zeigte seine tiefe Liebe zur Natur. Hatte er sie gegen das Eindringen der Menschen verteidigen wollen, als er zum Mörder wurde? Wenn er vom Wald sprach, war das Schreckliche, Starre aus seinen Augen gewichen, sie blickten dann lebendig, beinahe sanft. Der Gegensatz der zwei Seelen in diesem Menschen war grauenvoll und faszinierend.

✱

Mitte August, fünf Wochen nach dem Urteil, fand ich auf meinem Schreibtisch einen Brief Schumanns. Ich riß den Umschlag mit dem Kontrollstempel des Gefängnisses auf und las:

«Sehr verehrter Herr Dr. Dr.!

Ich habe jetzt lange genug gewartet. Ich verzichte auf Revision und wünsche deren Rücknahme. Ebenso widerspreche ich einem von Ihnen beabsichtigten Gnadengesuch, da ich meiner Meinung nach unschuldig verurteilt worden bin und das Gericht für meine Todesstrafe die Verantwortung trägt. Ich beanspruche als mein Recht, daß bald der Tod mich treffe ...

Hochachtungsvoll Friedrich Schumann».

Ich fuhr nach Plötzensee. Es war ein nutzloser Besuch. Er packte meinen Arm, er beschwor mich, einen Antrag auf baldige Vollstreckung der Todesstrafe zu stellen. Es war nicht Angst, das fühlte ich. Es war wie eine Sehnsucht nach Wissen. Wollte Schumann am eigenen Leib erfahren, was er seinen Opfern zugefügt hatte?

Ich zog die Revision zurück und teilte der Justizbehörde Schumanns Wunsch mit, bald hingerichtet zu werden.

Die Herren im Justizministerium machten bedenkliche Gesichter. Die Weimarer Republik war noch jung. Den demokratischen Idealen widersprach es, Todesurteile zu vollstrecken. Noch dazu, wenn nicht zuvor alle Rechtsmittel, also Revision und Gnadengesuch, erschöpft waren. Dieses Zögern, diese gewiß aus idealen Beweggründen stammende Unschlüssigkeit, verurteilte Friedrich Schumann, der seinen Tod herbeisehnte, zu dreizehn Monaten unerwünschten Lebens. In dieser Zeit besuchte ich ihn, sooft es meine Zeit erlaubte. Herbst und Winter gingen darüber hin, das Frühjahr brach an. Als draußen vor seinen Fenstern die ersten Vögel sangen, traf ich zum erstenmal einen Schumann, der nicht mehr Herr seiner selbst war. Zum ersten Mal sah ich Tränen in seinen Augen, als er am Gitter lehnte und nach draußen lauschte. Er war abgemagert und bleich. Schwarze Ringe standen unter seinen Augen. Er gab zu, daß er nicht mehr schlafen konnte.

Er sank vor mir in die Knie. Er beschwor mich, er flehte: «Sie erfahren es doch vorher, wann ich hingerichtet werde ... Sagen Sie es mir, bitte!»

Er könne erst wieder schlafen, wenn er nicht jeden Tag damit rechnen müsse, aus dem nächtlichen Halbdämmer heraus zum Schafott geführt zu werden.

Erst Ende Mai 1921 wußte ich endgültig, daß Friedrich Schumann demnächst hingerichtet werden würde. Ich erfuhr auch die Zeit: Ende August.

Drei Tage kämpfte ich in meinem Innern einen schweren Kampf. Dann fuhr ich nach Plötzensee. Als ich mit Schumann allein war, sagte ich ihm, daß er noch drei Monate leben dürfte.

«Leben muß», verbesserte er mich. «Aber ich bin Ihnen ja so dankbar. Jetzt kann ich wieder schlafen. Ich werde ruhig sterben ...»

*

Am Sonntag, dem 26. August des Jahres 1921, stand ich vor dem Eingang des Strafgefängnisses Plötzensee.

Es war der Vorabend des Tages, an dem mein Mandant Friedrich Schumann seine Schuld durch seinen Tod sühnen sollte. Mein Arzt, der mein Nierenleiden mit einer Kur in Bad Kissingen behandelte, hatte mir

dringend abgeraten, Schumann noch einmal aufzusuchen. Aber mein Mandat für den Schlosser Friedrich Schumann war mit dem Todesurteil nicht erloschen. Solange er atmete, blieb er mein Schützling. Nur er selbst hätte mich davon entbinden können. Heute, wo die Gestalten der Vergangenheit, ihre Taten und meine eigenen Handlungen durch das tausendfache Sieb selbstkritischen und auch selbstquälerischen Erinnerns geläutert sind, weiß ich, daß weder Sensationslust noch Pflichtgefühl mich nach Plötzensee trieben. Es war der Drang, hinter das Geheimnis dieses Menschen zu kommen, der jahrelang mit seinen Taten Berlin in Unsicherheit und Schrecken versetzt hatte.

Ich fuhr herum, als die Tür hinter mir ins Schloß fiel. Es war kein lautes Geräusch, denn die Tür war klein und schmal in das riesige Portal des Gefängnisses eingelassen. Der öffnende Beamte hatte sie sogar behutsam geschlossen. Es war Nacht, und den Männern im Gefängnis saß es in Fleisch und Blut, jedes überflüssige Geräusch zu vermeiden.

Ich schämte mich ein bißchen, daß ich mich vom Zuklappen der Tür hatte erschrecken lassen. Ich bemühte mich, möglichst unbefangen zu erscheinen, und blickte mich in der hohen, kahlen Eingangshalle um. Sie war an der Rückseite durch ein zweites Portal abgeschlossen, das genau dem Eingang glich. Zwei fahlgelbe Gaslaternen an der hohen Decke tauchten die graugetünchten Wände in dürrtiges Licht. «Hier rechts, bitte», sagte der Pförtner und hängte den Stahlring mit den klappernden langen Schlüsseln in den Karabinerhaken seines Lederkoppels.

In der anderen Hand hielt er ein weißes Papier. Ich hatte es ihm durch die Luke in der Tür gereicht, nachdem ich draußen geklingelt hatte.

Der Beamte hatte es erst lange studiert und dann zweimal zurückgefragt, ehe er endlich öffnete. Und er schüttelte nochmals den Kopf, ehe er mich in die Wachstube führte.

Vor dem aufgeschlagenen Wachbuch saß der Diensthabende. Ich kannte ihn. Strafanstalts-Hauptwachtmeister Sabel stand auf. Seine grauen Augen unter buschigen Brauen glitten über meinen feierlichen Gehrock und den Zylinder, den ich in der Hand trug.

«Guten Abend, Herr Doktor, je später der Abend, desto schöner die Gäste.» Er nahm aus der Hand des Pförtners die beiden Papiere und las sie sorgfältig durch. Dann blickte er mir offen ins Gesicht.